

Freiwillig in die Hölle

Die junge Deutsche Savita Wagner kämpfte als Frontsanitäterin für die Ukraine, bis sie von einem Granatsplitter getötet wurde. Jetzt erscheint ihr Tagebuch.

Als Ula Wagner die Nachricht erreichte, dass ihre Tochter an der ukrainischen Front getötet wurde, glaubte sie zunächst an ein Missverständnis. Ja, sie wusste, dass Savita als deutsche Freiwillige in den Dienst der ukrainischen Armee getreten war. Aber doch nur als medizinische Assistentin in 50 Kilometer Entfernung von der Front. Das war jedenfalls das, was sie immer von ihr gehört hatte. Unmöglich, dass Savita tot sein konnte.

In Wahrheit war die junge Frau als Frontsanitäterin im Einsatz gewesen. Als sie an jenem 31. Januar 2024 versuchte, zwei verletzte Soldaten zu bergen, durchbohrte ein Granatsplitter ihre Halsschlagader. Einen Tag zuvor hatte ein solcher Splitter sie nur um Haaresbreite verfehlt. „Ich habe so viel Glück wie kein anderer Mensch auf dieser Welt!“, schrieb sie in ihr Tagebuch – als letzten Satz. Sie wurde 36 Jahre alt.

Für Savita Wagner war das Leben an der Front „die Hölle“. Aber es war eine selbstgewählte Hölle. Die Welt, die sie dafür freiwillig verlassen hatte, war im Vergleich dazu ein heile Welt. Bonner Innenstadt, eine jener Straßen, in denen die Kirschblüte noch im vergangenen Monat Touristenströme angezogen hat: Hier lebt ihre Mutter Ula. An der Wand hängen Bilder von Savita als kleines Mädchen. Auf einem umarmt sie strahlend ihre Mama, als die von einer Dienstreise wiederkommt. Eine behütete Kindheit in den Neunzigern. Wer hätte sich damals vorstellen können, dass Savita einmal in der „Allee des Ruhms“ eines Friedhofs in Kiew begraben liegen würde?

„Savita hat sich nie einen Kriegsfilm angeschaut“, beteuert ihre 73 Jahre alte Mutter. „Sie konnte kein Blut sehen. Hätte mir jemand das alles vor fünf Jahren gesagt, hätte ich geantwortet: ‚völliger Quatsch!‘“ Nach dem Abi studierte Savita – zunächst Medizin, dann Mathematik in Halle. Online lernte sie den Kanadier Karl Stenerud kennen. Die beiden heirateten, er verlegte seinen Arbeitsplatz als Softwarespezialist nach Deutschland. Dann kam der 24. Februar 2022 – der Angriff Russlands auf die Ukraine.

Viele waren damals wütend. Doch bei Savita Wagner muss diese Wut tiefer gegangen sein. „Ihr Haus wurde angegriffen, Europa wurde überfallen. Freiheit und Demokratie standen auf dem Spiel“ – so fasst Ula Wagner Savitas Sicht zusammen. Sie wollte konkret etwas tun, meldete sich als Fahrerin für Hilfsgütertransporte. Als sie dann einen Journalisten nach Butscha transportierte, sah sie dort die Leichen des von russischen

Truppen verübten Massakers in den Straßen liegen. Für Savita stand fest, dass das, was sie bisher getan hatte, nicht ausreichte. Sie machte eine militärische Ausbildung und ging als Sanitäterin an die Front. Ihr Kampfname: „Snake“.

Ula Wagner hat im Flur ihrer Wohnung ein Gedenkregal für ihr einziges Kind eingerichtet. Dort steht auch ein Foto, das Savita in Uniform zeigt, mit kugelsicherer Weste und Schusswaffe. Sie steht kerzengerade, lächelt sogar. „Ich sehe Stolz und Zufriedenheit in ihrem Blick“, sagt ihre Mutter. Doch im Tagebuch bekennt Savita offen: „Natürlich habe ich Angst.“ Angst, verletzt oder gelähmt zu werden. Angst, in Gefangenschaft zu geraten und dort als Trophäe vorgeführt zu werden. „Aber ich habe keine Angst, im Kampf zu sterben.“

In wirklich gefährlichen Situationen hatte sie keine Zeit, Angst zu haben. Dann war da nur noch Fokussierung. Vielleicht hatte es damit zu tun, dass bei Savita Autismus diagnostiziert worden war. „Ich fühle nichts, solange ich ein Ziel vor Augen habe“, fiel ihr auf. „Ich weiß nicht, ob das Professionalität ist oder eine autistische Eigenschaft.“

Ula Wagner, eine Verwaltungsfachfrau im Ruhestand, ahnte von all dem nichts. Es gibt ein Video, das ihr Savita von ihrem angeblich 50 Kilometer vor der Front gelegenen Standort, einer Arztpraxis, schickte. „Hallo Mama“, beginnt es. „Ich dachte, du freust dich vielleicht über ein Video. Hier arbeite ich als eine Art Krankenschwester.“ Die Realität zeigt ein anderer Clip, der von einem Kameraden Savitas aufgenommen wurde: Soldaten im Schützengraben, Explosio-



Ula Wagner ahnte nicht, wie nah ihre Tochter Tochter dem Kampfgeschehen war. Fotos: dpa



Viele hat Russlands Angriffskrieg wütend gemacht, Savita Wagner reagierte kompromisslos.

nen, Schreie. Aber es war nicht nur die ständige Gefahr, mit der die Sanitäterin leben musste: „Alle Sachen, die Kleidung, der Schlafsack, einfach alles ist ständig feucht. Es gibt überall Insekten, Spinnen und Schnecken. Im Bett, im Essen, unter der Kleidung.“ Nimmt ihre Mutter es Savita übel, dass sie nie mit der Wahrheit rausgerückt ist? Nein: „Sie hat das getan, um mich zu schützen. Ich hätte sonst kein Auge mehr zugetan.“

Als Savita auch auf wiederholtes Drängen hin nicht bereit war, zumindest für einen Urlaub nach Deutschland zurückzukommen, kündigte Ula Wagner selbst ihren Besuch an. „Da bekam sie dann Panik. Welchen Schützengraben hätte sie als Adresse angeben sollen?“ Savita rettete die Situation, indem sie vorschlug, sich in Kiew zu treffen. Bei die-

ser Begegnung fiel Ula Wagner auf, wie sehr sich ihre Tochter verändert hatte: „Ihre Augen hatten eine Tiefe, die vorher nicht da war. Heute ist mir natürlich klar, warum.“ Einen Monat später, am Valentinstag, war Ula Wagner zurück in Kiew. Diesmal zu Savitas Beerdigung.

Savita hat vier Tapferkeitsmedaillen erhalten. Zwei davon hat das Haus der Geschichte in Bonn in seine Sammlung aufgenommen. Ebenso Savitas Stiefel, ihren Helm, ihre Feldjacke und ihr Fronttagebuch. Letzteres ist nun in Buchform erschienen. Es trägt den Titel: „Eine Deutsche im Ukraine-Krieg“. dpa

Info: Karl Stenerud, Ursula Wagner (Herausgeber): „Eine Deutsche im Ukraine-Krieg.“ Verlag Herder, 256 Seiten, 18 Euro.

Menschliche Abgründe

Laura Dürrschmidt „Sommer der schlafenden Hunde“

pmo. „Mich hat an Liebesgeschichten immer die finstere Seite interessiert. Niemand kann sich gegenseitig so viel antun wie Menschen, die sich lieben“, hat die 1994 in Seligenstadt am Main geborene Autorin Laura Dürrschmidt über ihren neuen Roman erklärt. Wir haben es allerdings mit einer alles andere als konventionellen Liebesgeschichte zu tun, sondern erleben einen Horror-Ritt durch die Tiefen menschlicher Abgründe. Die Handlung beginnt mit dem blutigen Tod eines Hundes. Die junge Lena hat die von ihrer Großmutter übernommene Laika getötet. Ohne jede Gefühlsregung. „Sie hat es verdient!“

Fortan nennt sich Lena selbst Laika. Die Tat scheint also doch Folgen hinterlassen zu haben. Das Mädchen wurde einst von der noch jungen Mutter bei der Großmutter zurückgelassen und durchlebte eine freudlose Kindheit. Ihre fragwürdige Sozialisation erlebt sie in einer Jugend-Clique, deren Regeln darin bestehen, alle gesellschaftlichen Normen zu missachten. Wichtige Bezugspersonen sind Trice und Sascha – geheimnisvoll, mit einer natürlichen Autorität. Nach dem Schulwechsel gerät Laika durch eine Theatergruppe in den Dunstkreis der beiden Mädchen und einiger Jungen, die aber nicht mehr als Komparsen sind.

Prügeleien, Beleidigungen, Kampf um Anerkennung dominieren den Alltag. Die Exzesse werden heftiger, enden schließlich in Saschas Tod. Dieses fatale Ereignis schweißt Laika und Trice noch stärker zusammen, nun isolieren sie sich fast völlig von der Außenwelt. Der Leser erlebt hier einen kaum zu bändigenden Gedankenstrom der Protagonistin, losgelöst von Raum und Zeit – nur der eigenen Intuition und den verletzten Gefühlen folgend. Es geht um unterdrückte Ängste, Eifersucht, Missgunst, Wut, Hass und lesbisches Begehren.

„Sommer der schlafenden Hunde“ thematisiert völlig disparate Gedanken, emotionale Wechsel, Selbstbefragungen bis über die Schmerzgrenze und die Suche nach emotionaler Balance. Es bleibt ein Zustand der Unsicherheit – mit einem schwachen Licht am Ende des Tunnels. Schwere Kost, aber allemal reizvoll.

Info: Laura Dürrschmidt: „Sommer der schlafenden Hunde“. Aufbau Verlag, Berlin 2026. 430 Seiten, 22 Euro.

Aus der Feder zweier Überflieger

Das „Schreibheft 106“ stellt nachgelassene Texte der Schriftsteller Rolf Dieter Brinkmann und Jürgen Ploog vor / Von Wolfgang Nierlin

Ungewöhnlich in der Heftmitte des neuen „Schreibhefts“ steht und leuchtet gewissermaßen ins Blaue Rolf Dieter Brinkmanns Gedicht „Wie ein Pilot“ aus dem Jahre 1968. Es verbindet in der mittlerweile 106. Ausgabe der renommierten, von Norbert Wehr herausgegebenen Literaturzeitschrift auf kongeniale Weise zwei gewichtige Dossiers, die den Nachlässen der „Raumagenten“ (Roberto Di Bella) Brinkmann und Jürgen Ploog gewidmet sind. Da letztgenannter in seinem Brotberuf Langstreckenpilot bei der Deutschen Lufthansa war, wird das „Populäre Gedicht Nr. 13“ zur metaphorischen Schnittstelle der beiden „komplementären Panoramatiker“, wie der Literaturwissenschaftler Johannes Ullmaier diese in seinem einführenden Aufsatz über den „unerhörten Überflieger“ Ploog apostrophiert.

Auch wenn sich der hochsensible, zunehmend wütende Dichter und der postmoderne Cut-up-Autor als literarische Zeitgenossen nur ein passant begegnet sind, gibt es doch etliche Korrespondenzen, Parallelen und spiegelbildliche Motivationen hinsichtlich ihres Schreibens.

Gleichermaßen abgestoßen und ernüchtert von der deutschen Nachkriegsliteratur und ihrer „höheren Weltdeutung“ jenseits echter Erfahrungen suchen sowohl der 1940 geborene Brinkmann als auch der fünf Jahre ältere Ploog nach neuen Schreibweisen für die vielschichtige Wahrnehmung einer als multidimensional empfundenen Wirklichkeit aus Gleichzeitigkeiten und Überschneidungen. Fündig werden sie vor allem in den ausufernd detailreichen und genauen Beschreibungsexzessen des französischen Nouveau Roman sowie den entgrenzenden Schreibweisen der amerikanischen Beat-Poeten.

Die Erweiterung sprachlicher Möglichkeiten bis hin zu deren Infragestellung, der Widerstand gegen eine wie auch immer konsumierbare Literatur und die im Schreiben vollzogene Befreiung von internalisierten Zwängen führt beide Schriftsteller mehr oder weniger gewollt

ins Abseits der literarischen Öffentlichkeit. Verkannt und abgestoßen vom Betrieb und seinen Institutionen wählen sie – Rebellen der eine, Solitär der andere – je eigene Wege im Umgang mit einer „veränderten Wirklichkeit“ und dem schweren, als traumatisch erlebten politischen Erbe der Nazizeit.

Nachvollziehbar und anschaulich werden diese Auseinandersetzungen in Jürgen Ploogs umfangreichem, über 50

Wie sich diese Identitäts- und Sprachkrise in Brinkmanns Schreiben als eine Art Selbstverlust sowie in einem Rückzug aus dem Literaturbetrieb manifestiert, lässt sich schließlich in seinen nachgelassenen Texten aus verschiedenen Schaffensperioden nachvollziehen. Während Brinkmann in seiner präzise beobachteten Erzählung „Ein langer Sonntag“ (1963) aggressiv und radikal mit seiner Herkunft abrechnet und dabei gegen Zwänge und Konventionen rebelliert, schreibt er sich in seinem Romanfragment „Die Vermehrung der Wörter“ (redaktioneller Titel) mit zunehmendem delirierenden Hasstiraden, mit Bildern aus Gewalt, Zerfall und Tod in einen nahezu wahnhaften Zustand hinein.

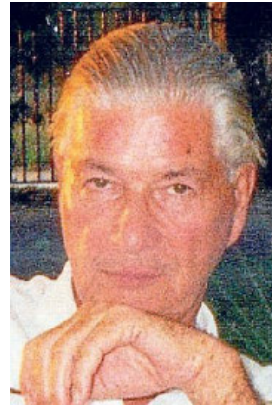
Seine wilden Assoziationsketten über eine als zerstört und verkümmert erfahrene Wirklichkeit, sein wüster Hass auf den Zeitgeist und die „Menschentiere“ sowie seine innere Zerrissenheit und Desorientierung kulminieren schließlich in dem ebenso zwanghaft verrückten wie konfus hellsehtigen Bewusstseinsstrom des atemlos und manisch heraus- und ausbrechenden Textes „Manchmal denke ich“. Von hier aus scheint es kein Zurück mehr zu geben, weder in äußere Zusammenhänge noch in eine innere Gewissheit.

Selbst die sonst als Gegenbild, jetzt aber immer seltener beschworene „wortlose zärtliche Empfindung des Daseins“ wird für Brinkmann „durch Wörter aufgezehrt“. Der Schriftsteller Frank Witzel deutet solches Schreiben im Rekurs auf den Philosophen Emmanuel Levinas als „negative Transzendenz“: „Das wahre Leben ist abwesend“, heißt es in dem Text „Totalität und Unendlichkeit“. Brinkmann, der das weiß, ohne daran zu glauben, bleibt jedoch „in einer Diesseitigkeit gefangen“, die seine Beschreibungswut schließlich bis ins Äußerste, doch nie zu Erschöpfende treibt.

Info: Schreibheft, Zeitschrift für Literatur, Nr. 106. Herausgegeben von Norbert Wehr, Rigodon-Verlag, Essen 2026. 224 Seiten, 16,50 Euro.



Rolf Dieter Brinkmann (1940-1975).



Jürgen Ploog (1935-2020). Fotos: Archiv

Jahre hinweg geführtem literarischem Tagebuch, aus dem das Schreibheft unter dem sprechenden Titel „Im Flug über die Jahre“ erstmals Auszüge veröffentlicht. Außerst reflektiert und belesen schreibt Ploog hier über Einflüsse, Leseerfahrungen, postmodernes Schreiben und die Cut-up-Methode seines großen Vorbilds William S. Burroughs, mit dem er auch persönlich bekannt war.

Dabei dringt er sehr tief ein in das schier unentwirrbare Dickicht aus Sprache und Wirklichkeit, Politik und Zeichenschwung. Wiederkehrend kommt er in seinen Einträgen auch auf Rolf Dieter Brinkmann zu sprechen, dessen unerbittliche und letztlich irritierende Suche nach einer neuen Sprache er als „prophetisch“ bezeichnet. Schließlich ist der seelenverwandte Außenseiter für den an den Rändern agierenden Ploog („Ich bin auf der Seite der Verachteten.“) „das exemplarische Beispiel einer manischen Sezierung des Verlierens.“

Jetzt spricht Joachim Sauer

dpa. Er ist der Mann an Angela Merklens Seite – und hat sich dennoch jahrzehntelang aus der Öffentlichkeit herausgehalten. Nun legt Joachim Sauer seine Autobiografie vor. Das Buch mit dem Titel „Mein richtiges Leben“ soll am 18. November dieses Jahres erscheinen, wie der S. Fischer Verlag auf seiner Internetseite ankündigt. Dort heißt es, der 77-Jährige berichte persönlich von seinem Aufwachsen in der SED-Diktatur, vom Leben in der DDR und vom Beginn seiner Forscherkarriere als Quantenchemiker. Thematisiert würden auf den 352 Seiten auch die Zeit nach dem Mauerfall, Sauer erleben der deutschen Einheit und der politische Aufstieg seiner Frau zur Bundeskanzlerin. Die beiden sind seit 27 Jahren verheiratet.

AUSGEPLAUDERT

Es gibt Wörter, die zu schön sind, um vergessen zu werden:

„Malochen“

„Nicht kleckern, sondern klotzen“ lautet das Motto auf den Zechen und in den Stahlwerken. Die Schufferei unter Tage und in der Gluthitze ist hart – und so wird im Ruhrgebiet denn auch „malocht“ und nicht gearbeitet. Ob nun im Bergwerk oder am Hofhofen: Die Kumpel legen sich regelrecht krumm. Genau das beschreibt der aus dem Jiddischen stammende Begriff „malochen“, der sich vom hebräischen Wort „melaka“ (Arbeit) ableitet. Der Ausdruck gelangte im 18. Jahrhundert in die deutsche Umgangssprache – über das Rotwelsche, eine im Mittelalter entstandene historische Sondersprache sozialer Randgruppen, die durch jiddisch-hebräische Ausdrücke geprägt und bis ins 20. Jahrhundert hinein benutzt wurde. Durch den Kontakt mit jüdischen Händlern übernahmen viele Fahrende, Bettler und Gauner deren Begriffe, um sich vor Verfolgung zu schützen. Ein Kauderwelsch, das zur „Geheimsprache“ avancierte und abwertend oft als „Gaunersprache“ bezeichnet wurde. Apropos „Ganoven“: Jiddische Wörter sind fester Bestandteil unserer Alltagssprache. Und wenn die Bergleute im „zapendusterten“ Schacht im „Schlamassel“ stecken, „Zoff“ und „Zores“ kriegen und „mies“ drauf sind, weil sie zu viel „malochen“ müssen, sollten sie die „Chuzpe“ haben, mal so richtig „Tacheles“ zu reden. teu